

Eliza Graham
Weil du mich liebst

Das Buch

Seit einem schrecklichen Unfall hat Minna Byrnes alle Lebensfreude verloren, sie kann nicht mehr arbeiten, nicht mehr essen, schlafen oder lachen. Doch ihr Mann Tom will sie nicht aufgeben und versucht geduldig, sie zurück ins Leben zu lotsen. Um sie aus ihrem Trott zu reißen, schlägt Tom Minna vor, in einem einsamen kleinen Cottage an der idyllischen Südküste Englands einen Neuanfang zu wagen. Obwohl Minna die Hoffnung aufgegeben hat, willigt sie ein. Doch dann stößt sie durch Zufall auf die Geschichte eines jungen amerikanischen GIs, der hier an der Küste vor Jahrzehnten ertrank. Eine alte Zeichnung führt sie auf die Spuren einer tragischen Liebesgeschichte zwischen dem jungen Soldaten und seiner Geliebten – und zu einer bezaubernden alten Dame namens Felix.

Mehr als sechzig Jahre trennen die beiden Frauen, doch sie werden Freundinnen. Denn Felix war Zeugin der dramatischen Ereignisse um den jungen Soldaten und trägt ein schweres Geheimnis mit sich herum. Vorsichtig öffnen die beiden Frauen einander ihre Herzen und entdecken gemeinsam, dass jeder Tag ein kleiner Neuanfang ist. Und dass Minna das Wunder der Liebe vielleicht doch noch nicht ganz aufgegeben hat ...

Die Autorin

Eliza Graham ist Autorin und Journalistin. Für ihren ersten Roman *Weil du mich liebst* suchte sie über fünf Jahre lang einen Verleger, bis er mit großem Erfolg in England erschien. Auch in Deutschland eroberte sie damit die Bestsellerlisten. Eliza Graham lebt mit ihrem Mann, ihren Kindern und ihrem Hund in Oxfordshire, nordwestlich von London.

Bei Blanvalet von Eliza Graham bereits erschienen:

Die Antwort des Windes

Das geheime Bild

Das Geheimnis von Fairfleet

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Eliza Graham

Weil du mich liebst

Roman

Aus dem Englischen
von Elfriede Peschel

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»Playing with the Moon« bei Macmillan New Writing,
an imprint of Pan Macmillan, Ltd., London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2016 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe © 2007 by Eliza Graham
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 by Blanvalet
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß
Umschlagabbildungen: Shutterstock/Helen Hotson,
Pawel Papis und Jo Ann Snover

JB · Herstellung: wag
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-0388-9

www.blanvalet.de

Für Johnnie

TEIL I

1

Minna

Unser zweiter Hochzeitstag. Ich will Tom gerade erklären, dass unsere Ehe zu Ende ist, da entdeckt er etwas im Sand.

Seine Stirn runzelt sich. »Was um Himmels willen ist das?«

»Was ist was?« Mein Herz macht einen kleinen Satz: halb Verärgerung, halb Erleichterung, dass er das Gespräch unterbrochen hat. Er springt auf die Beine, geht durch den Seetang und das Treibholz, das der Sturm vergangene Woche angeschwemmt hat, auf die Felsen zu. Die Sonne bricht durch, und im Sand, der nun glatt wie ein Leinentischtuch vor uns ausgebreitet liegt, blitzt etwas auf. Ich kneife meine Augen zusammen und versuche den Gegenstand zu erkennen. Flaschenboden? Münze? Ich stehe auf und folge Tom mit knirschenden Schritten über die Kiesel, bis ich das sandige Watt erreiche.

Tom streckt abwehrend seine Hand aus. »Bleib stehen.« Er sagt das so bestimmt, dass ich verdutzt blinzele.

»Was ist denn los?«

Mit dem Rücken zu mir geht er in die Hocke und gräbt mit beiden Händen wie ein Hund. »O Gott.« Seine Hände verharren in ihrer Bewegung.

»Was ist?«

»Das willst du bestimmt nicht sehen...« Ich schiebe mich an seinem Arm vorbei, mit dem er mir den Weg versperren möchte, und sehe, was er ausgegraben hat: einen langen weißen Gegenstand. Einen Knochen. Etwas aus Metall liegt einen knappen Schritt weit davon entfernt.

»Ist das ein Menschenknochen?« Ich beuge mich tiefer.

»Vermutlich bloß von einem Schaf oder einer Kuh.« Aber ich registriere ein Zögern in seiner Stimme. Meine anatomischen Kenntnisse sind nicht die besten, aber dass dies hier nicht von einem Tier ist, weiß ich – es ist der Knochen eines menschlichen Beins. Tom gräbt weiter und legt eine Reihe elfenbeinfarbener Bögen frei. Einen Brustkorb.

»Jesus!«

Er schlingt seinen Arm um mich und zieht mich weg. »Sieh nicht hin. Geh und ruf die Polizei.«

Ich nicke. Als ich aufrecht stehe, fällt mir die Münze wieder ins Auge. Aber es ist keine Münze, sondern es sind zwei rostige Metallstreifen, die an einer Metallkette hängen. Erkennungsmarken, wie man sie in den alten Schwarz-Weiß-Kriegsfilmen sieht. Ich hebe sie auf und reibe die Gravur auf dem einen Streifen mit meinem Taschentuch blank. J. L. CAMPBELL und eine Nummer.

»Damit kann man ihn sicher identifizieren.« Hinter meinen Augenlidern fängt etwas zu brennen an. Ich blinzele und wende mich ab, während ich Tom die Marken gebe. Es ist so lächerlich, für jemanden, der so lange tot ist, solche Gefühle zu empfinden. »Der arme, arme Mann, wer auch immer er sein mag.«

»Alles in Ordnung mit dir?« Sein Ton drückt genau

das richtige Maß an Besorgnis aus: nicht genug, um mir zu zeigen, dass er beunruhigt ist, aber auch nicht so wenig, dass man ihm oder er sich Herzlosigkeit vorwerfen müsste. Diesen Drahtseilakt vollführt er mir gegenüber ständig.

»Ich gehe und rufe an.« Mir fällt noch was ein. »Es wäre wahrscheinlich besser, wenn wir nichts anfassen.«

»Meine Güte, ja, du hast recht.« Wir haben genügend Krimis gesehen, um zu wissen, dass man Leichen nicht anrührt. Er lässt die Erkennungsmarken fallen, sie landen scheppernd auf den Rückenwirbeln. Ich schaudere. »Entschuldige«, sagt er.

Über die Kiesel kehre ich zu meinem Rucksack zurück und drücke die Notrufnummer in mein Handy. Zum Glück ist der Empfang hier unten gut, ein Grund dafür, weshalb wir Rosebank House für den Sommer ausgesucht haben. Tom bekäme Ärger, wenn seine Kunden ihn nicht rund um die Uhr erreichen könnten.

Die Dame, die mit ihrer breiigen, langsamen Aussprache den Notruf entgegennimmt, lässt sich von der Nachricht nicht aus der Ruhe bringen und bittet uns, am Strand auf die Polizei zu warten.

»Das ist aber aufregend«, sage ich fröhlich zu Tom.

Er starrt mich an. »Wenn du das sagst.«

So eine krasse Bemerkung. Wahrscheinlich denkt er an das letzte Mal, als wir auf den Notdienst warteten. Ich spiele mit meinem Ehering, der nun ganz locker am Finger sitzt. Meinen Verlobungsring musste ich schon abnehmen, da er ständig herunterrutschte.

Ich habe ihm zu unserem Hochzeitstag keine Karte gekauft. Er legte heute Morgen einen großen Strauß Rittersporn für mich auf den Frühstückstisch – unge-

fährliche Blumen, weil wir sie weder bei der Hochzeit noch bei Beerdigungen hatten.

Er setzt sich wieder neben mich in den Sand, ich sehe an seinem Hals eine winzige pulsierende Ader. Noch vor wenigen Monaten hätte ich diese nur zu gern geküsst. Jetzt beobachte ich sie und empfinde nichts dabei. Unter uns plätschern die Wellen unentwegt über den Sand.

»Wir müssen reden«, sage ich. Mit mir zu leben, bringt ihn um. Es kann so nicht weitergehen.

Über uns blinkt Blaulicht neben dem alten Bunker auf der Klippe.

»Vor etwa einem Monat hatten wir hier in der Gegend eine raue See«, teilt uns der Polizeimeister mit. »Schlimme Frühjahrsstürme. Wahrscheinlich wurde der Sand unterspült und hat die Leiche wieder an die Oberfläche gehoben.«

»Könnte aber auch sein, dass sie in diesen Felsen eingeklemmt war, bis die Wellen sie herausgedrückt haben«, schlägt ein anderer Polizist vor und deutet auf die zerklüfteten Felsen, welche die Höhle begrenzen.

Mit einem Schnauben macht der Polizeimeister klar, was er von der Ansicht seines Untergebenen hält. »Kein Schädel. Ein Glück, dass diese Erkennungsmarke noch bei den Knochen ist. Das sollte uns die Arbeit erleichtern.«

»Glauben Sie, dass es ein Einheimischer ist?«, frage ich.

Der Polizeimeister wendet seinen Kopf. »Die Erkennungsmarke sieht amerikanisch aus. Hier in der Gegend hatten viele Yankees ihr Lager, vor allem Anfang 1944.«

»Vermutlich ist er bei einer Übung ertrunken«, sagt Tom.

Der Polizist sieht Tom mit gerunzelter Stirn an. »Ist das ein Ulster-Akzent, Mr Byrne?«

Ich versteife mich, ein alter Reflex aus der Zeit, als ich Tom immer in Schutz nehmen wollte. »Er ist Engländer.«

»Ich bin in Belfast aufgewachsen.« Tom spricht nur noch mit leichtem Akzent; der Dorfpolizist hat scharfe Ohren. Vermutlich versucht Tom nun herauszufinden, ob es ein gutes oder ein schlechtes Zeichen ist, dass ich für ihn eingetreten bin.

Der Polizeimeister nimmt sein Funkgerät. »Es bringt nichts, wenn wir alle hier unten rumhängen, der Kerl hier ist schon ein paar Jährchen tot. Ich denke, Sie wollen Ihren Urlaub fortsetzen wollen, Mr und Mrs Byrne.«

Die Tatsache, dass er uns mit unseren Ehenamen anspricht, erinnert mich wieder an das Gespräch, das ich beginnen wollte, als Tom die Knochen entdeckte. Tom sieht, wie ich zusammenzucke, und ich werde rot. Diese Reaktionsfolge überrascht mich – es ist Wochen her, dass ich überhaupt etwas empfunden habe.

SWANHAM HERALD

Toter Soldat von Fontwell war Amerikaner

Urlauber haben sechzig Jahre nach seinem Ertrinken die Überreste eines amerikanischen GI entdeckt.

Amerikanische Militärbeamte haben seine Identität als Gefreiter Lew Campbell bestätigt, der vermutlich 1944

während eines Übungseinsatzes für die Landung in der Normandie ums Leben kam.

Die Leiche wurde am Dienstag bei Fontwell Cove, acht Kilometer östlich von Lulworth entdeckt. Die Polizei geht davon aus, dass die Unwetter der letzten Zeit sowie die Klippenerosion dafür verantwortlich sind, dass er aus seiner Ruhestätte an einem entfernter gelegenen Küstenabschnitt an Land gespült wurde. Fontwell liegt auf Militärgelände und wurde im November 1943 evakuiert, damit es als Trainingsgelände für die Invasion auf dem europäischen Festland genutzt werden konnte. Seine ehemaligen Bewohner sind nie wieder in ihr Dorf zurückgekehrt. Die Gegend ist zu bestimmten Zeiten im Jahr der Öffentlichkeit zugänglich.

Beamte des Verteidigungsministeriums und des Außenministeriums versuchen, noch lebende Familienangehörige des Gefreiten Campbell in seinem Heimatstaat Georgia ausfindig zu machen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Leiche auf dem amerikanischen Kriegerfriedhof von Madingley, Cambridgeshire beigesetzt.

2

Felix, 2006

Neben Felicity schlägt was auf.

Sie dreht sich um und sieht einen Jungen, der einen Fußball von der Farbe einer reifen Damaszenerpflaume seinem Bruder zuspielt. Eine Sekunde lang glaubt sie, sie kicken Lews aufgeblähten Kopf über den Rasen. Sie sucht an der Wand Halt, während die Welt sich dreht. Verdammt. Es war blöd von ihr, hierher zurückzukommen.

Als der Zauber vorüber ist, stellt sie mit Erleichterung fest, dass keiner in ihre Richtung blickt – Unsichtbarkeit ist einer der Vorteile des Alterns.

Natürlich liegt da kein Schwarzer mit blutigem und verschrammtem Kopf, eine Hand im Versuch, sich zu schützen, noch immer erhoben. Nur zwei kleine Jungs mit ihrem Fußball, die diesen Bilderbuchsonnennachmittag zwischen den zerfallenden Mauern des Dorfes genießen.

Seit sie den Zeitungsartikel las, ist Lew ihr immer wieder erschienen. Er taucht am Ende ihres Betts auf und ruft ihren Namen, bis sie aufwacht. Sie glaubte, dem vor Jahren ein Ende gemacht zu haben. »Geh weg«, sagte sie vergangene Nacht zu ihm. Er antwortete nicht, das tat er nie. Sah sie nur mit diesen kohlschwarzen Augen an.

Gleich Zeit zum Aufbruch. Das Dorf wird nur zu be-

stimmten Stunden an bestimmten Tagen geöffnet. Überzieht man die Öffnungszeiten, läuft man Gefahr, unter Granatfeuer zu geraten oder erschossen zu werden. Felicity, für ihre Freunde Felix, ist weit aus dem Norden hergefahren, um diesen Ort zu sehen, sie hat sich ein Häuschen in der Nähe gemietet und kann jetzt sooft sie möchte nach Fontwell kommen. Das Dorf ist während der Sommermonate täglich geöffnet.

Jemand ruft die Fußball spielenden Jungs. Sie sieht eine Frau, die mit einem ausgefallenen, fließenden Rock und einem Oberteil in Pastellfarben bekleidet ist, ihr langes, goldenes Haar fällt auf ihre blassen Schultern. Felix fühlt sich an Isabel erinnert, aber natürlich ist diese Frau nur eine Urlauberin, die sich für die Sehenswürdigkeiten vor Ort interessiert. Es gibt nichts Romantischeres als ein verlassenes Dorf.

»Ich bin mir nicht sicher, ob es richtig ist, hier Fußball zu spielen.« Die Frau im fließenden Gewand nimmt ihnen den Fußball weg und wirft ihr einen entschuldigenden Blick zu. Felix zeigt ihr mit einem Lächeln, dass es ihr nichts ausmacht: Sam und sein Bruder haben immer Bälle auf diesem Stück Rasen gekickt. Sie findet es unerträglich, dass man das Dorf für ein Museum hält.

Sie wandert zum Parkplatz zurück, verweilt mit geschlossenen Augen für eine Minute in ihrem Rover und überlegt, ob sie sich auch den nächsten Teil ihrer Pilgerreise zutraut. Vielleicht wäre es besser, in ihr Ferienhaus zurückzukehren. Das inzwischen völlig von Gras, Winden und Kletten überwucherte Grab ihrer Mutter hat sie schon besucht, und so gibt es wahrhaft keinen Grund mehr, länger in Fontwell zu verweilen. Die hübsche Frau und ihre Jungs kehren zu ihrem Volvo zurück

und fahren davon. Sie werden sich vor ein pittoreskes Häuschen setzen, Tee und Limonade trinken und den Ausflug für den nächsten Tag planen.

Sei's drum. Schließlich hat sie den weiten Weg auf sich genommen und kann sich ihre alte Heimat nun auch anschauen. Rosebank liegt jetzt außerhalb der Sperrzone; das Verteidigungsministerium ist zu dem Entschluss gekommen, dass es nicht mehr das ganze Gemeindegebiet benötigt. Sie winkt dem Soldaten an der Schranke zu und verfolgt, wie er hinter ihr die Schranke senkt – die Letzte, die das Dorf verlässt. Genau wie 1943.

Felix nimmt ihren Fuß von der Bremse. Das Dorf ist sich selbst überlassen, allein mit seinen Erinnerungen und dem periodischen Gewehrfeuer. Sie biegt in den Weg zum Haus ein. Sie haben es renoviert. Offenbar war es vom Mörser- und Granatfeuer nicht ganz so schwer beschädigt wie die anderen Häuser, das Verteidigungsministerium hatte das Dach über all die Jahre in Schuss gehalten, womöglich weil es das Haus für eine passende Offiziersunterkunft hielt. Aber nun haben sie Rosebank House und das Land darum herum an eine örtliche Umweltschutzorganisation, den Barrows Trust, verkauft, der wiederum einen Ferienhausbetreiber dafür bezahlt, dass er sich um die Vermietung kümmert. Die ersten Besucher sind bereits angekommen.

Als Felix ihr Ferienhaus anmietete, hat sie der Dame an der Rezeption erzählt, dass sie früher auf Rosebank gelebt hat. Mrs Ogle bestand darauf, ihr Büro für den Nachmittag zu schließen und sie herumzuführen.

»Sie sehnen sich sicherlich danach, Ihr altes Zuhause zu sehen.«

Felix war sich nicht sicher, ob sie Sehnsucht empfand. Wohl eher Furcht. »Haben die Leute, die es gemietet haben, auch nichts dagegen?«

»Ich werde mich erkundigen. Es ist ein nettes junges Paar.«

Sie hatten nichts dagegen, schlugen sogar einen Nachmittag vor, an dem sie selbst nicht zu Hause wären.

Felix hatte Mühe, Hände und Füße unter Kontrolle zu halten, um nicht doch noch zu bremsen und den Wagen zu wenden. Sie erinnert sich daran, wie sie vor Jahren einmal die Fähre von Poole nach Cherbourg genommen hatte. Da war sie aus Angst, auf die sich entfernenden Klippen zurückzublicken und Fontwell's Cove zu erkennen, in ihrer stickigen Kabine sitzen geblieben, bis sie sicher auf offener See waren. Wie albern.

Der Trust hatte die Einfahrt neu gepflastert. Zu Felix' Zeit hatten die Schlaglöcher die Radaufhängung mehrerer Wagen kaputt gemacht. Die große Kastanie auf dem Feld hatte die Mörser überlebt. Die beiden Ulmen ebenso. Die Einfahrt macht eine Biegung und erlaubt den ersten Blick auf das Haus. Wie klein es aussieht im Vergleich zu ihrem Heim in Harrogate. In ihrer Erinnerung ist es ein großes Gebäude, das über ihr aufragt.

Draußen steht ein silberner Mercedes. Felix parkt daneben, und ihr fällt auf, wie schäbig ihr zehn Jahre alter Vauxhall sich im Vergleich dazu ausnimmt. Die Renovierungsarbeiten am Haus sind gerade erst abgeschlossen: eine letzte Ladung alter Ziegel und Balken warten darauf, abgeholt zu werden. Die neuen Fensterscheiben tragen noch die Aufkleber ihrer Hersteller, und Farb-töpfe und Pinsel stehen in Schachteln neben der Tür.

Sie geht zur Vorderseite des Hauses und guckt zu

den Fenstern im ersten Stock hinauf, bis sie herausfindet, welches ihres war: das unter dem linken Giebel. Damals kletterte sie am Blauregen nach unten – zum Glück war sie ein dünnes Mädchen – und sprang dann auf den Rasen. Der Blauregen ist schon lange eingegangen, und die Außenwände scheinen ihr von dunklerer Farbe zu sein als der Kremton, an den sie sich erinnert. Aber es ist noch immer unverwechselbar das Haus, das ihr Vater, der Arzt, im Juni 1933 kaufte, um seine, wie er dachte, wachsende Familie darin zu beherbergen.

Felix merkt, dass ihr Blick auf etwas Kleinem, Glänzenden im Bauschutt ruht, und sie zieht es heraus. Eine kleine Brandyflasche, deren Label es schon lange nicht mehr gibt. Sie legt sie zurück, und ihr ist, als zöge sich um ihre Stirn ein festes Band zusammen. Um sich abzulenken, wendet sie sich den Blumenbeeten zu. Ob wohl eine der Rosen mehr als ein halbes Jahrhundert überlebt hat? Eine naive Hoffnung. Außerdem hat ihr Vater Tricolore de Flandre, Felicité Parmentier und Madame Hardy aus den Beeten gerissen, als es Umgraben für den Sieg hieß. Diese Lupinen und Stockrosen sind neu, zarte grüne Blätter treiben aus unkrautfreier Komposterde. Perfekt. Felix zittert.

»Da sind Sie ja!« Mrs Ogle kommt aus dem hinteren Garten angewuselt. Sie ist eine schlanke Frau Anfang fünfzig, gekleidet in Armani oder einen anderen italienischen Designer. Felix streicht ihr wasserfarbenes Leinenkleid glatt, das im Laden in Harrogate so gut ausgesehen hatte, im Auto aber arg zerknautscht wurde. »Ein nettes junges Paar hat das Haus gemietet. Er ist in der PR-Branche, und sie ist Innenarchitektin. Oder war es.« Sie senkt ihre Stimme. »Ich vermute, da ist was schief-

gelaufen. Sie suchen die Abgeschlossenheit, wie er mir erzählt hat.« Ihre Augen glitzern, denn offensichtlich malt sie sich aus, was dem namenlosen Paar passiert sein mag. »Keine Hunde und keine Kinder. Als erste Bewohner von Rosebank ideal.«

Keine Hunde, keine Kinder. Felix erinnert sich an die stillen Sonntagnachmittage ihrer Kindheit, wenn sie sich nach Haustieren oder Geschwistern sehnte, damit die Zeit schneller verging. Hätte sie David nicht zum Spielen gehabt, wäre sie ein einsames Mädchen gewesen. Und von David trennten sie fünfzehn Minuten Fußweg, er wohnte nicht gerade um die Ecke.

Mrs Ogle schließt die Eingangstür auf. »Dann zeige ich Ihnen mal, wie es innen aussieht.«

»Es ist sehr freundlich von Ihnen, dass Sie sich Zeit für mich nehmen«, murmelt Felix und wünscht sich dabei, ihr käme ein Notfall in den Sinn, der ihre sofortige Abreise erforderlich machte.

»Es wäre doch eine Schande, wenn Sie den ganzen weiten Weg auf sich genommen hätten, ohne Ihr altes Zuhause zu sehen. Wir sind sehr zufrieden mit den Resultaten unserer Renovierungsmaßnahmen.« Mrs Ogle tätschelt die Wand der Diele. »Für die Ortsansässigen ist dies ein stolzer Augenblick. Wir mussten uns die Immobilienmakler vom Hals halten, wissen Sie.«

Felix schaudert bei dem Gedanken an Campingplätze oder Dörfer voller Pensionäre.

»Und sie schielen bereits auf die nächste Tranche Land.«

»Wird denn noch mehr freigegeben?«

»Das kleine Stück kurz bevor Sie die Kreuzung erreichen.«

Felix erinnert sich. »Das ist die Upper Farm. Oder war es jedenfalls.«

»Das Bauernhaus ist inzwischen fast vollständig zusammengefallen, und die Hofgebäude, die noch übrig sind, sind kein toller Anblick, rostige Ställe aus Wellblech.«

»Der alte Gutsherr wollte sie immer herrichten. Aber die Ereignisse haben ihn überrollt.«

Mrs Ogle schüttelt den Kopf und streicht eine eingebildete Falte aus ihrem Rock. »Immobilienfirmen würden hier oben gern eine kleine exklusive Wohnanlage bauen.«

»Der Himmel bewahre uns.«

Mrs Ogle nickt zustimmend. »Wie alt waren Sie, als sie Fontwell verließen?«

»Dreizehn.«

Sie seufzt. »Das muss doch schmerzhaft gewesen sein? Möchten Sie jetzt wieder hierher zurückkommen?«

Felix lächelt, um der Antwort auszuweichen. Mrs Ogle, die einfühlsamer ist als ihr fröhliches Äußeres es vermuten lässt, nimmt ihr Zögern als Gefühlswallung.

Sie nickt Richtung Garten. »Ich sehe mal nach, ob der Gärtner den Schuppen aufgeräumt hat. Rufen Sie mich, wenn Sie fertig sind, dann schließe ich ab.«

Die Eingangsdiele hat die Farbe von Kamille, sie ist nicht mehr erbsengrün, wie Felix sie in Erinnerung hat. Die Bodenfliesen hat man erneuert, schwarze und weiße, wie ein Schachbrett. Das Bild von Lew, der neben Isabel steht und sich so dunkel von ihrer hellen Gestalt abhebt, drängt sich ihr auf. Sie geht durch den Flur in den hinteren Teil des Hauses, wirft einen flüchtigen Blick auf terrakottafarbene Sofas, abgezogene Dielen-

böden und karamellfarbene Wände im Wohnzimmer, das früher als Esszimmer diente. Ein großer Flachbildschirm nimmt den Raum ein, wo einst das Klavier stand, auf dem Regal darüber steht eine schwarze Vase oder ein Ornament. Felix macht sich nicht die Mühe, es genauer in Augenschein zu nehmen; selbst in seinem verwandelten Zustand erinnert sie das alte Esszimmer an schweigsame Mahlzeiten mit ihrem verwitweten Vater. Sie folgt dem Korridor. Der alte Salon, nur von wartenden Patienten und sonntäglichen Besuchern benutzt, ist jetzt ein Arbeitszimmer mit einem Buchenschreibtisch und einem grauen Bürostuhl. Hübsch. Ordentliche Papierstapel bedecken den Schreibtisch. Felix setzt sich kurz hin und stellt sich vor, wie sie hier drinnen Briefe schreibt oder Freunde anruft und dabei durch die schwankenden Zweige auf den zerbröckelnden Kirchturm hinausschaut, ein Anblick, der sich in mehr als einem halben Jahrhundert kaum verändert hat. Ihr Blick wandert auf den Schreibtisch zurück, auf die Fotografie eines jungen Mannes und einer jungen Frau. Die Frau hat die Augenfarbe von gemahlenem Kaffee und einen kastanienfarbenen, welligen Haarschopf. Der Mann hat seinen Arm um ihre schmalen Schultern gelegt und lächelt stolz.

Ohne zu wissen, was sie sich ansehen möchte, schlenkert Felix in die Küche mit ihren Schränken in Kerm und Granit: leicht und luftig anstatt des dunklen, schoßartigen Raums, in dem sie so viele Abende verbracht hatte.

Was für eine Erleichterung zu entdecken, dass Mrs Derbys Speisekammer – kühler und größer als jeder Kühlschrank – nicht der Renovierung zum Opfer gefallen

ist. Die jungen Leute haben oft gar keine Ahnung von Speisekammern. Sie öffnet eine der Schranktüren und bewundert die ordentlich gestapelten Porzellanteller und Schalen. Dann fällt ihr das Paar wieder ein, das das Haus gemietet hat, und sie errötet. Was um Himmels willen würden sie von ihr denken, wenn sie wüssten, dass sie die Schränke durchsucht? Sehr vertrauensvoll von Mrs Ogle, sie hier allein herumlaufen zu lassen.

Die Bauarbeiter hatten die Wand zwischen dem Sprechzimmer und dem Wintergarten herausgenommen, so dass zur Gartenseite hin ein Raum entstand, der nun groß genug als Esszimmer war, mit kleinen Sofas und einem Tisch. Würde sie hier leben, würde Felix sich den ganzen Sommer über in diesem Raum mit seinen freigelegten Balken und den kremfarbenen Wänden aufhalten.

Ein Lichtschalter aus Chrom erinnert sie daran, dass dieses Haus nun über einen Elektroanschluss verfügt, anstatt des Gases, das zu ihrer Zeit die Lampen zum Leuchten gebracht hat. Wie sehr hätte ihr Vater dieses helle, mit einem Handgriff einzuschaltende Licht genossen, den Luxus, ohne sich die Augen zu überanstrengen, seine Patienten untersuchen und sich Notizen machen zu können. Aber die Elektrobeleuchtung würde nicht die Wärme und die zischende Glut verbreiten, die ihr während der Winternächte in der Küche Gesellschaft leisteten, während Tommy Handly im Radio seine Zuhörer belustigte. Und Felix weiß, dass in der Nacht die Dunkelheit draußen nach wie vor absolut ist: eine Dunkelheit, in der sich alles verbergen kann.

»Reiß dich zusammen, Frau«, murmelt sie im Selbstgespräch. »Johnson ist schon seit Jahren tot.«

Sie ist inzwischen im ehemaligen Apothekenraum angekommen, der jetzt als Allzweckraum dient, tipp-topp in Ordnung und bereit, benutzt zu werden. Die Fliesen, an die sie sich erinnert, schmücken noch immer in klinischem Weiß die Wände, und das müssen noch dieselben Regale sein, auf denen ihr Vater seine Flaschen und Päckchen zu verstauen pflegte. Der Apotheker in Swanham kümmerte sich zwar um eine zufrieden stellende Versorgung seiner Patienten, aber Dr. Valance hatte gern ein paar wichtige Arzneien im Haus, vor allem, nachdem das Benzin knapp geworden und Notfalleinsätzen vorbehalten war. Heutzutage bekämen die Behörden einen Anfall, wenn sie einen Arzt entdeckten, der so viele Drogen in seinen Räumlichkeiten verwahrte. Sie streicht mit der Hand über das unterste Regal, unsicher, wonach sie sucht. Diesmal jedenfalls nicht nach Brandyflaschen.

Ihre Finger ertasten Papier. Sie zieht ein kleines vergilbtes Blatt hervor. Sie bläst darüber, der Staub verteilt sich und gibt den Blick auf einen Kormoran frei, der mit leicht geneigtem Kopf, die Augen auf die Beute gerichtet, zum Tauchen ansetzt. Als sie den Vogel sieht, kommt das einem Elektroschock gleich; als wäre es gestern gewesen, erinnert sie sich, wie Lew ihn gezeichnet hat.

Felix schiebt die Zeichnung aufs Regal zurück. Sie gehört nach Rosebank, zu dem Mädchen, das sie einst war. Fern dieses Tals würde sie sich in ihre Bestandteile auflösen. Ihr war es schließlich so ergangen.

3

Minna

Stundenlang sitze ich im Wintergarten, die Augen auf einen Punkt am Ende des Felds gerichtet, wo der Himmel steil nach oben steigt und rote Klippen zehn Meter zum Strand hin abfallen. Ich schlinge meine Arme um meinen Körper, damit ich nicht auseinanderfalle. Manchmal, wenn ich Glück habe, lenkt die Aussicht mich von meinen Gedanken ab. Zu anderen Zeiten sehe ich mich durch die Hintertür und dann über die Wiese mit ihren wilden Malven, Augentrost und Klatschmohn rennen und mich von der Klippe stürzen. Doch ich bin mir nicht sicher, ob ich die dafür nötige Energie besitze.

»Schade, dass wir den Strand nicht sehen können.« Tom stellt sich neben mich. »Als Kinder wohnten wir immer in einem Häuschen direkt am Strand von Donegal. Man konnte im Bett liegen und zusehen, wie die Wellen brachen.« Er wendet sich ab. Kinderferien, ein weiteres Thema, das jetzt tabu ist.

»Wir haben in meiner Kindheit die Ferien in einem Haus wie diesem in Wales verbracht«, sage ich, um zu beweisen, dass ich darüber reden kann. »Ein fünfminütiger Spaziergang und eine Reihe Landhäuschen trennten uns vom Irischen Kanal. Da waren wir immer die Ersten, die am Morgen im Meer paddelten.«

Da, mein vorgeschobenes Kinn sagt es ihm. Er nickt, als hätte er meine Absicht durchschaut.

»Wir könnten fürs Wochenende Leute hierher einladen«, sage ich und stelle mir dabei vor, wie sie sich mit Zeitungen und Kaffeetassen auf dem Rasen ausbreiten und ich ihnen, mit einer Schürze bekleidet, Schinkensandwichs bringe und mich mit Sonntagsbraten und Apfelstreusel beschäftige. Würde mir das helfen, für ein paar Stunden zu vergessen? »Auf jeden Fall Michael.«

Toms Gesicht erstrahlt beim Namen seines Bruders. »Und Gareth.«

»Natürlich.«

»Matthew und Jill«, schlägt Tom vor. »Oder Liz. Und natürlich Kris.«

Kris. Eine meiner ältesten Freundinnen. Nicht mehr gesehen und auch nicht mehr gesprochen, seit ich aus London floh. Sie hinterlässt E-Mails und Nachrichten auf meinem Mobiltelefon, ich lese sie und nehme mir jedes Mal vor, irgendwann zu antworten, obwohl ich weiß, dass ich es nicht tun werde.

»Und die Frobishers mit der kleinen Martina.« Ich möchte allen möglichen gut gemeinten Absichten Toms, mich vor den Kindern anderer Leute zu schützen, entgegenzutreten. »Es würde ihr hier bestimmt gefallen. Und der Garten ist ziemlich sicher ...«

Er schlägt mit seiner Faust auf die Fensterbank. »Warum machst du das, Minna?«

»Was mache ich denn?«

»Das weißt du verdammt gut, so zu tun, als wäre mit dir alles in bester Ordnung?«

Ich nehme den Vorhangstoff in die Hand, ein locker gewebter Karobatist in Gelb und Blau. »Ich war mir dessen nicht bewusst.« Ich höre die Kälte in meiner

Antwort. *Hör jetzt auf damit*, warnt mich eine zarte Stimme. Aber ich kann nicht. »Und mir geht es gut. Es wird von Tag zu Tag besser.«

»Du wolltest mir gestern am Strand was sagen. Was war es?«

Ich schüttle den Kopf, nicht weil ich für unsere Beziehung wieder Hoffnung schöpfe, sondern weil der Moment vorübergegangen ist und mir die Energie zur Konfrontation fehlt. Die meiste Zeit drückt eine graue Masse meinen Körper nach unten, manchmal wird sie schwallartig von einer giftgrünen Energie abgelöst, die mich kilometerweit auf den Küstenpfad hinaustreibt.

Gestern Nacht hat Tom die Vorhänge nicht richtig zugezogen. Ich lag stundenlang schlaflos im Bett und umklammerte den Schlafanzug, der mein Tröster geworden ist, und verfolgte den Vollmond, so prall, dass man sich einbilden könnte, silbriggelber Saft tropfe heraus. Meine Großmutter hat mir immer erzählt, dass der Vollmond die Träume der Menschen gerinnen lässt. Ich machte mir nicht die Mühe, aus dem Bett zu steigen, um die Vorhänge zuzuziehen: Konnten meine Träume noch schlimmer werden?

Toms Seufzer scheint den Wintergarten zu füllen und bringt mich in die Gegenwart zurück. »Ich fahre jetzt mal los. Brauchst du irgendwas?« Hier gibt es keine Supermarktlieferungen per Internet, nach Swanham sind es acht Kilometer. Deshalb haben wir das Haus auch gemietet – völlige Abgeschiedenheit.

»Ich habe Großeinkauf gemacht.« Um nicht hier sein zu müssen, wenn die frühere Bewohnerin auftaucht, bin ich jeden Gang im Supermarkt entlanggegangen und habe mir fast alle Produkte angesehen.

»In der Bücherei liegt ein Adressbuch aus, das ich einsehen muss.«

»Wenn du bei einem guten Bäcker vorbeikommst und frisches Brot siehst, kauf einen Laib. Oder auch Gemüse, wenn du zufällig was Leckeres siehst.« Ich kann mir nicht vorstellen, jemals wieder Begeisterung fürs Essen zu empfinden, aber ich koche für Tom mit mehr Hingabe denn je zuvor. Doch ich merke, dass die eigens für ihn zubereiteten Fischaufläufe mit ihrer Dillgarnitur und die perfekt gebratenen Entenbrüstchen aus der Pfanne ihm Unwohlsein bereiten. Aber er isst sie. Wahrscheinlich aus Sorge, ansonsten einen weiteren verbalen Schlagabtausch zu beschleunigen. Oder Schweigen, was noch tödlicher ist. Warum gebe ich mir so viel Mühe in der Küche? Wahrscheinlich weil es sonst so wenig für mich zu tun gibt.

»Du bist weit weg von Putney, nicht wahr?« Er bemüht sich sehr, kneift mich in die Nase, wie er das früher immer getan hat, wenn er mich aufzog.

»Hab seit Tagen keinen Nagelsalon mehr gesehen.« Mein schwacher Versuch lockt sein Lächeln hervor. »Von Starbucks mal ganz zu schweigen.« Ich habe nichts anderes außer Meer und Himmel gesehen. Das Nichts um mich herum macht mir Angst, gibt mir das Gefühl, ausgesetzt zu sein. Aber ich habe dieses Exil selbst gewählt, verdammt soll ich sein, wenn ich davonlaufe.

Ich stehe am Fenster, drehe meinen Ring um den Finger und sehe zu, wie Tom mit unserem Passat davonfährt. Tom hasst Autos mit Allradantrieb – hat was mit seiner Erziehung zu tun. Seine noch immer gleichgültige Haltung dem Materialismus gegenüber ist vermut-

lich das, was ich am meisten an ihm liebe. Oder geliebt habe. Manchmal denke ich, ich werde nie wieder fähig sein, ihn zu lieben. Früher habe ich Kummer als einen Reinigungsprozess verstanden. Wie naiv von mir.

Was soll ich nur jetzt mit mir anstellen? Meine täglichen Gymnastikübungen habe ich bereits erledigt – die brauche ich nicht schleifen zu lassen. Eine Frau aus Swanham kommt zweimal die Woche herunter, um das Haus zu putzen, und ein Gärtner kümmert sich um den Außenbereich («obgleich sie dazu eingeladen sind, vertrocknete Blütenköpfe zu entfernen, und unbedingt die Gartenwicken pflücken sollten!«, heißt es in der Begrüßungsmappe), so dass mich häusliche Pflichten kaum überfordern. Ich schlendere nach oben in unser Schlafzimmer, es ist nach Osten gelegen und vom morgendlichen Sonnenlicht erfüllt, und ziehe auf meiner Seite die Gänsefederbettdecke herunter, um mich zu vergewissern, dass alles noch an seinem Platz ist. Ein- oder zweimal am Tag überprüfe ich das. Nachdem ich mich gestern damit einverstanden erklärt hatte, dass diese Frau das Haus besichtigt, ergriff mich Panik. Dann habe ich mich wieder beruhigt und mir gesagt, dass sie höchstwahrscheinlich nicht neugierig um unser Bett schleichen wird. Schließlich wäre auch Mrs Ogle vom Immobilienbüro hier, um ein Auge auf sie zu werfen. Doch es war trotzdem ein unheimliches Gefühl, sich vorzustellen, wie sie in ihrem alten Zuhause unsere Dinge ansah – Toms Laptop, meinen ungeöffneten Wassermalfarbkasten, unsere Bücher, CDs und DVDs. Und die Urne auf dem Regal über dem Fernseher.

Noch immer rastlos komme ich wieder nach unten, weil ich meine Hände mit irgendwas beschäftigen muss.

Die Zeitschriften, die Tom für mich gekauft hat, mit ihren leuchtenden Titelfotos, auf denen strahlende Frauen in Bikinis zu sehen sind, verfehlen bei mir ihre Wirkung. Um mit dem Kochen anzufangen, ist es noch zu früh. Ich könnte bügeln, im Allzweckraum. Die Fenster sind schmal und hoch, aber dies verspricht, wieder ein wunderschöner Tag zu werden. Manchmal fühle ich mich an strahlenden Tagen schlechter, als würde das Wetter sich über mich lustig machen und die Sonne meinen Verlust mit Verachtung strafen. Beim Mond empfinde ich das nicht so, seine stille Präsenz wirkt beruhigend, mitfühlend. Die Sonne ist einfach nur ein Ball aus rücksichtsloser Energie.

Ich schalte das Roberts-Radio mit den lavendelfarbenen Zierleisten an und verweile über dem Duft von frischem Leinen und Dampf. Nach wenigen Minuten entfaltet der Arbeitsrhythmus seine beruhigende Wirkung. Das Zischen des Bügeleisens, der Geruch heißer Baumwolle und der Testmatch-Kommentar im Hintergrund – etwas, was ich mir normalerweise nie anhören würde –, alles vermischt sich zu einer beruhigenden Mixtur.

Ich falte ein T-Shirt und lege es auf das Regal. Meine Hand ertastet Papier. Ich ziehe ein kleines Blatt mit einer Zeichnung hervor. Kindergekritzel? Ich lege es auf die Waschmaschine, um es dann zum Altpapier zu bringen. Dann schaue ich mir den langbeinigen Vogel mit seinen durchdringenden Augen und angespannten Sehnen noch einmal an. So etwas malt kein Kind. Das könnte Tom sich anschauen, er liebt Zeichnungen und hat sich über meine albernsten Skizzen immer gefreut, jedenfalls solange seine Arbeit ihn noch nicht so ge-

fordert hat. In der unteren Ecke des Papiers ringeln sich Initialen: *LC*. Ich ziehe die Umrisse des Vogels mit einem Finger nach.

Das Bügeleisen zischt wieder und erinnert mich an meine vernachlässigte Aufgabe, ich stecke mir den Zettel in meine Jeanstasche.

Felix 2006

Bei Tagesanbruch macht Felix sich in einem fleckigen Gedenkbecher zum königlichen Silberjubiläum Tee und versucht dabei, das unentwegte Tröpfeln des Wasserhahns zu überhören. Sie hat in der Nacht so gut wie keinen Schlaf gefunden, und Vogelgezwitscher weckte sie lange, bevor sie wach werden wollte. Sie stand auf und spürte ihre Verpflichtungen als erdrückende Last.

Das Dach des Hauses, das sie in Yorkshire verlassen hat, muss unbedingt repariert werden, die letzte Schlacht in einem langen Kampf gegen das Absacken des Geländes, Koblode in den Leitungen und bröckelnde Schieferplatten. Du lieber Gott, war nicht die längste Zeit ihres Lebens ein Kampf gegen das eine oder andere gewesen? Hier herunterzukommen war ein Luxus, den sie sich eigentlich nicht leisten konnte. Hätte sie den kleinen Zeitungsartikel über das Auffinden eines toten amerikanischen Soldaten doch übersehen. Wäre der Soldat doch verborgen geblieben.

Sie versucht, ihre verspannten Schultern zu entspannen und ihre Hände zu beruhigen, die es nicht schaffen, den Teelöffel Zucker zum Becher zu führen, ohne alles zitternd über den Tisch zu verstreuen. »Du verdammter Kerl«, murmelt sie. »Du hast mich seit der Nacht, in der ich dir begegnet bin, nervös gemacht.«

1943

Der süßliche Duft des Todes drehte Felix fast den Magen um. Sie versuchte, den Körper des toten Dachses zu ignorieren, der geschwollen und schwarz unter der Stechpalme lag.

»Wetten, dass das Johnson war.« David blieb stehen und leuchtete mit seiner schwachen Taschenlampe auf die gestreifte Gestalt, deren Kiefer in einer letzten Grimasse offen standen. »Das tut er, weil er gern tötet, nicht weil es notwendig wäre.«

»Warum geht er nicht einfach in die Armee und bringt Deutsche um?« Der Geruch war so aufdringlich, dass ihr übel wurde.

»Er hat Ende des letzten Krieges Gas abbekommen. Hat die Lunge erwischt. Und er ist schon vierzig.«

»Das benutzt er bestimmt nur als Vorwand. Komm mit.« Sie hatte genug vom Anblick des toten Dachses. Ihre Wade verfing sich in einer Dornenranke, die einen roten Kratzer hinterließ. Vom Ast einer Eiche tönte das Huhu eines Waldkauzes. Als Felix bewusst wurde, dass sie Davids Arm gepackt hatte, ließ sie errötend los. Am Ende hielt er sie für einen Waschlappen.

Irgendwo da draußen suchte Johnson, der Wildhüter, nach Wilderern und Raubtieren. Entdeckte er David und Felix, würde er sie ohne lang zu fackeln zu Davids Onkel zerren. Vor einem Monat hatte er sie dabei überrascht, wie sie Elstern aus einem Käfig freiließen. Sein Gesichtsausdruck verfolgte Felix noch immer.

Etwas schrie. Felix' Fingernägel gruben sich in ihre Handflächen.

Davids Hand berührte die ihre. »Ist nur ein Fuchs. Hoffentlich nicht die Füchsin, nach der wir suchen.«

Ihr Herzschlag verlangsamte sich. Hoffentlich hatte er ihr Schauern nicht bemerkt. Müdigkeit löste die Angst ab, und sie gähnte. In kalten Nächten aufzustehen, machte sie fertig. Nur die Aussicht auf die Fuchswelpen hatte sie davon überzeugen können, dass dieser Ausflug sich lohnte. Ein Zweig knackte, sie drehte sich um – nichts.

»Wahrscheinlich nur ein Reh.« David hatte offenbar ihr erschrockenes Gesicht gesehen.

»Ein Reh in Schaftstiefeln.«

»Nachts hört man die Geräusche lauter.«

»Hoffentlich nicht. Ansonsten hört Johnson uns.«

David gab ihr zu verstehen, sie solle hinter den Brombeeren in Deckung gehen. »Das ist der Platz, an dem ich sie gestern gesehen habe. Verhalte dich ganz still.« Der Vollmond warf seinen Schein auf die Lichtung; Felix konnte jedes tote Blatt, jeden Zweig erkennen. Der Wind hatte aufgehört. Sie hörte wieder einen Zweig knacken. Diesmal drehte sich David mit zusammengekniffenen Augen um. »Bleib hier.«

»Wohin gehst du?« Ihr Herz raste.

»Da ist jemand.« Seine Stimme quiekte am Ende des Satzes. Ihr war aufgefallen, dass dies zunehmend häufiger passierte.

Sie zupfte an seinem Ärmel. »Wahrscheinlich ist es Johnson, er wird es deinem Onkel sagen.«

Er schüttelte sie ab. »Er ist es nicht – zu groß.« Sie sah ihm nach, als er sich mit großen Schritten entfernte, und wünschte sich, sie wäre im Bett geblieben. Vor David war es ihr gelungen, ihre Angst vor der Dunkelheit zu

verbergen, aber jetzt fragte sie sich, ob Stolz wirklich etwas so Gutes war. Trotz des hell über ihr leuchtenden Mondes spürte sie, wie schnell ihr Herz schlug.

Auf der Lichtung raschelte etwas. Drei Fuchswelpen tummelten sich vor ihr, zerrten mit ihren Pfoten aneinander, bissen sich spielerisch und jaulten. Unter einer Buche beobachtete die Füchsin ihre Familie, reglos, aber mit wachsamen Augen.

Die Füchsin hob ihren Kopf und erblickte Felix. Ihr Nackenfell sträubte sich. Felix zwang sich zu absoluter Reglosigkeit, sie hielt die Luft an, versagte sich selbst ein Blinzeln und wünschte, ihr Herz würde ein wenig ruhiger schlagen. Dort, wo die gelben Augen sie bohrend trafen, meinte sie zwei sengende Male auf ihrem Gesicht zu spüren.

Doch offenbar fühlte sich das Tier durch ihre Anwesenheit nicht gestört, denn sein Blick kehrte zu den sich kugelnden und knurrenden Welpen zurück. Felix vergaß ihre schweren Lider und das warme Bett, das sie verlassen hatte, vergaß, dass es nur noch zwei Monate dauerte, bis sie wegzogen. Ein paar Minuten lang bestand die Welt nur noch aus den Füchsen und diesem kleinen Streifen Wald. David musste zweimal rufen, ehe sie ihn hörte.

»Felix.« Sein Ton warnte sie. Als sie sah, wer bei ihm war, sprang sie auf die Füße, unsicher, ob ihre Augen ihr nicht einen Streich spielten.

Noch nie hatte sie einen Schwarzen so aus der Nähe gesehen. Seine Haut erinnerte sie an den Lieblingssattel des Gutsherrn, glänzend und wertvoll. Ihr juckte es in den Fingern, über sein Gesicht zu streichen, um zu sehen, ob es sich auch so glatt anfühlte. Er war groß,

noch größer als ihr Vater. Seine Schultern waren übermenschlich breit. Selbst seine Uniform war der der englischen Soldaten überlegen, der Stoff glatt gebügelt, die Stiefel geschmeidig und glänzend. Sie starrte ihn an, obwohl sie wusste, dass das ungezogen war, aber sie konnte nicht anders.

»Felix.« Davids Stimme hatte einen dringlichen Unterton. »Hast du was zu essen dabei?« Sie nahmen zu diesen nächtlichen Exkursionen immer etwas zu essen mit. An jenem Abend hatte sie sich ein Stück des kostbaren Dundee Cakes mitgenommen, den sie in der Speisekammer gefunden hatte. Mrs Derby, die Haushälterin ihres Vaters, ging sicherlich davon aus, dass der Doktor ihn nach seiner Rückkehr von einem nächtlichen medizinischen Notfall gegessen hatte.

»Hier.« Felix hielt ihm das in Fettpapier gewickelte Stück hin, und David reichte es dem schwarzen Mann. Felix starrte wie gebannt auf seine glänzenden weißen Zähne, als sie in die Sultaninen und glasierten Kirschen bissen.

»Ich habe Tee dabei.« David holte ihn aus seinem Ranz, den er sich über seine Schulter geschlungen hatte. »Wann haben Sie zum letzten Mal was gegessen?«

Der Soldat nahm einen Schluck und schloss dabei die Augen. Er seufzte und wischte sich mit der Hand über den Mund. »Gestern. Aber der Durst war es, der mich verrückt gemacht hat. Ich habe aus dem Fluss zu trinken versucht, aber es schmeckte salzig.« Seine Stimme war tief und hatte eine Melodie, die Felix an lange, träge Sommertage denken ließ. »Musste ständig an kalte Limonaden oder ein Glas Milch denken.«

»Sie hätten flussaufwärts gehen sollen.«

»Da hast du recht, Junge.« Felix' Augen mussten immer noch groß wie Murmeln gewesen sein, denn der schwarze Mann lächelte sie an. »Entschuldige mich, Missy.« Er streckte seine Hand aus. »Gefreiter Lew Campbell zu deinen Diensten.«

Sie schüttelte ihm die Hand mit ihren langen Fingern und glatten Nägeln, der schwieligen Innenfläche. »Ich bin Felix.«

»Felix?« Er zog eine Braue hoch. »Ist das ein Mädchenname?«

»Eigentlich heiÙe ich Felicity, aber David nennt mich Felix. Sie haben einen schottischen Nachnamen?«

»Meine Vorfahren arbeiteten auf einer Plantage, die einer schottischen Familie gehörte.«

»Aber Sie kommen aus Amerika?«, fragte David.

»Aus Georgia. Bin zum Training in einem Lager hier, ein Stück die Küste runter.« Er blickte von einem zum anderen. »Seid ihr Geschwister?«

»Freunde. Was bringt Sie nach Fontwell?«, erkundigte sie sich.

»Ich wollte von unserem Lager Richtung Osten nach Swanham. Dabei habe ich offenbar die falsche Abzweigung erwischt.«

»Das haben Sie«, sagte David, »Swanham ist gute acht Kilometer weit entfernt.«

Lew Campbells Gesicht sackte zusammen. »Ich habe keine Wegweiser gesehen.«

»Man hat sie abmontiert, um die Deutschen zu verunsichern. Obwohl das die Wehrmacht sicher nicht lange aufhalten würde.« David klang sehr erwachsen. In den letzten Monaten hatte Felix ein neues Selbstvertrauen an ihm wahrgenommen, das nur schwankte,

wenn seine Stimme nach oben oder unten schoss. Ihr Vater sagte, das sei oft so bei Jungs seines Alters.

»Dann habe ich mir den Knöchel verstaucht und konnte erst weiterlaufen, als die Schwellung ein wenig nachließ.« Lew drehte seinen Kopf und runzelte die Stirn. »Kommt da jemand?« In seinen Worten lag eine Spur Panik, die bei jemandem, der bloße Sterbliche entzweireißen konnte, verwirrend wirkte.

»Johnson. Rasch, hier entlang.« David führte sie durch den Wald, Lew humpelte und biss sich auf die Lippe.

Sie erreichten eine Uferböschung. »Wir müssen da runterspringen. Schaffen Sie das mit Ihrem Knöchel?«

Er nickte.

»Wir als Erste, um Ihren Fall zu dämpfen.«

Er schüttelte den Kopf. »Dann lande ich auf dir, das würde dir nicht guttun, Junge. Ich springe zuerst.« Er rollte sich über den Boden und schwang sich dann die Böschung hinunter, wobei er sich eine Sekunde lang mit seinen Händen festhielt, ehe er sich fallen ließ. David und Felix fielen nach ihm in die mit Blättern gefüllte Grube.

Lew erhob sich mit Schweißperlen auf der Stirn. »Lasst uns gehen.«

David führte sie, immer wieder stehen bleibend und lauschend, ob der Wildhüter ihnen folgte, die Straße zur Hintertür des Anwesens seines Onkels hinunter. »Sie können sich heute Nacht in einem der Nebengebäude hier verstecken. Bis morgen früh kommt keiner.«

»Bis dahin bin ich weg.« Lew holte tief Luft. »Ich möchte niemanden in Schwierigkeiten bringen.«

»Werden Sie nicht.«

Sie standen auf der Straße, der Mond hoch über ih-

nen tauchte das Gutshaus in fahles Licht, so dass jeder Stein und jede Fensterscheibe zu erkennen waren, eine Kulisse wie im Film. Lew stieß einen Pfiff aus. »Und da wohnt ihr?«

»Ja«, sagte David. »Es ist das Haus meines Onkels.« Felix hörte eine Mischung aus Stolz und Wehmut heraus.

Lew schüttelte den Kopf. »Ihr müsst reiche Leute sein.«

»Kommen Sie.« David ging zur Hintertür. Lew hinkte ein paar Meter weit hinter ihnen her, aber sein verzerrtes Gesicht verriet ihnen, dass er zu kämpfen hatte.

»Bei diesem Tempo dauert es die ganze Nacht.« Felix hörte Angst in Davids Flüstern.

Sie drehte sich zu Lew um, der sich am Torpfosten festhielt. »Ich laufe rasch nach Hause und hole eine Bandage aus Vaters Apotheke«, sagte sie. »Sie können schneller laufen, wenn ihr Knöchel gestützt ist.«

»Wir müssen zusehen, dass wir ihn in Deckung bringen.« David schielte über seine Schulter.

»Ich bin gleich wieder da.« Ehe er Einwände erheben konnte, rannte sie schon die Straße hinunter. Schneller wäre es, die Abkürzung durch den Wald zu nehmen, aber die Vorstellung von den dunklen Ästen, die ihr wie ausgestreckte Arme zuwinkten, hielt sie davon ab. Außerdem stapfte Johnson noch irgendwo herum. Die Straße führte am Friedhof vorbei, das war der Teil des Wegs, den Felix fürchtete. Sie rannte, die Hände über die Ohren gelegt und die Augen starr auf den Boden gerichtet, bis sie daran vorbei war und schoss dann in die Einfahrt von Rosebank House, wo sie langsamer wurde, weil dort gefährliche Schlag-

löcher waren, damit sie sich den Knöchel nicht auch noch verstauchte.

Der Doktor ließ die französischen Fenster immer offen. Sie schlich durch den Wintergarten, der seit dem Tod ihrer Mutter Ohrenkneifern und vertrocknenden Farnen anstatt Jasmin und Oleander überlassen war. Das Sprechzimmer schloss er immer ab, er verwahrte den Schlüssel in einem Topf auf dem Flurtischchen. Geräuschlos öffnete sie die Tür.

In der Apotheke stellte sie sich auf Zehenspitzen, um eine Bandagenrolle herunterzuziehen. Es standen mehr Flaschen dort als sie in Erinnerung hatte. Eine zog sie herunter – Brandy, wie das Etikett ihr mitteilte. Leer. Sie griff nach einer anderen, ebenfalls leer. Seltsam. Vielleicht hob er sie auf, um sie wiederzuverwerten, Glas war kostbar. Aber Mrs Derby verwahrte die leeren Flaschen immer in einem Karton in der Speisekammer.

Sie rückte die Flaschen mit Jod und Dettol und die Gläser mit Senneschoten zurecht, um die Lücke zu schließen. Auf ihrem Weg zurück durch die französischen Fenster verweilte sie kurz und holte tief Luft, ehe sie wieder in die Schatten eintauchte.

Ihre Beine waren diesmal langsamer, schwerer. Sie wurde von Seitenstechen gequält. Als sie die beiden anderen erreichte, hatten sie hinter einer Wand aus welkendem Pampasgras am Rande des Rasens, der das Herrenhaus umgab, Unterschlupf gefunden. »Du hast ja eine Ewigkeit gebraucht«, wisperte David und warf einen raschen Blick in Richtung Wald.

»Ich musste das Zeug erst finden.« Sie beugte sich nach vorne, damit das Stechen aufhörte »Dann lassen Sie uns mal den Knöchel sehen.«

Lew setzte sich und rollte sein Hosenbein hoch. Seine Wade war fast so breit wie ihre Schenkel. Der Knöchel war geschwollen. Sie erinnerte sich, dass sie einmal in der Sprechstunde mitgeholfen hatte, als ein Farmarbeiter mit einer Verstauchung hereinkam; die hatte genauso ausgesehen. »Wie ist das passiert?«

»Ich bin in einem Kaninchenloch hängen geblieben.« Er sah ihr zu. »Glaubst du, er ist gebrochen?«

»Wenn er das wäre, könnten Sie nicht mehr damit laufen. Oder eine Böschung hinunterspringen. Er ist nur verstaucht. Sie müssen sich ein, zwei Tage ausruhen.«

Er verfolgte, wie sie den Verband um seinen Knöchel wickelte. »Du kennst dich gut aus. Du wirst mal eine gute Krankenschwester.«

Sie errötete. »Ich war oft genug bei der Morgensprechstunde dabei.«

»Lasst uns jetzt gehen«, David half Lew auf die Füße. Um zu den Nebengebäuden zu gelangen, mussten sie die Einfahrt überqueren, die zum Haupteingang führte. »Zur roten Tür«, flüsterte er Lew zu. »Links von den Stallungen.«

Über ihnen dräute der große, fahle Umriss von Fontwell Manor wie ein Geisterschiff. Felix betete, Isabel möge nicht an der Schlaflosigkeit leiden, die sie laut David plagte. Sie erreichten die Nebengebäude, und David stieß die rote Tür des Schuppens auf. »Da drinnen gibt es Säcke, auf denen Sie schlafen können. Zum Glück ist die Nacht mild.« Aus seiner Tasche holte er seine Taschenlampe, die gemäß den Verdunkelungsvorschriften mit Papier abgeklebt war. »Schließ die Tür.« Der schwache Schein fiel auf einen Haufen Rupfen-säcke in der Ecke.



Eliza Graham

Weil du mich liebst

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0388-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Wenn die Vergangenheit dir den Weg in die Zukunft weist...

Seit einem schrecklichen Verlust ist Minna Byrne gefangen in ihren schmerzhaften Erinnerungen, die Ehe zu ihrem geliebten Mann Tom droht daran zu zerbrechen. Erst als Minna in einem malerischen Dorf an der Südküste Englands die alte Dame Felicity trifft, schöpft sie neuen Lebensmut. Denn Felicity erzählt ihr die wundersame Geschichte ihrer Jugend: von einer großen Liebe zwischen ihrer Schwester und einem jungen amerikanischen Soldaten, die in einer einzigen dramatischen Nacht tragisch endete. Felicitys Geheimnis gibt Minna endlich den Mut, gemeinsam mit ihrem Mann um das Leben und die Liebe zu kämpfen ...

 [Der Titel im Katalog](#)